Die Niederlage der Wiener Hofpolitik in Ungarn.

Wien, 24. Juni 1903.

-th- Die Krise im ungarischen Staatsleben, seit langem sich schon ankündend, ist nun seit zehn Tagen offen ausgebrochen. Das Ministerium Szell war nicht im stande, die Wehrvorlage durchzuwirken, und schon drängte die Zeit; soll man überhaupt heuer noch in Ungarn Rekruten ausheben können, muß mit der Assentierung spätestens in der zweiten Hälfte des Juli begonnen werden. Also blieb Szell nichts übrig, als seine Entlassung zu nehmen. Aber dem Kaiser will es vorläufig nicht gelingen, ein neues Kabinett zu bilden. Seinen militaristischen Plänen und Wünschen hat er das beste und brauchbarste Ministerium geopfert, das in Ungarn zu finden war, und nun läßt sich freilich ein Ersatz schwer beschaffen. Szell hatte eins vor allen seinen Vorgängern in der Macht voraus: er war der erste ungarische Ministerpräsident, dem man das Lob gönnen kann, ein persönlich durchaus anständiger Mensch zu sein. Er hat weder selbst gestohlen — ein in Ungarn ganz unerhörter Fall — noch ließ er zu, daß die Mitglieder seiner Regierung ihr Amt zu persönlicher Bereicherung benutzten; ja, unter ihm hörte sogar das Geschäftemachen der Mitglieder der Regierungspartei auf, wenigstens soweit sich sein Einfluß über die untergeordneten Staatsstellen erstreckte. Er hat den Pakt gehalten, den er bei seinem Amtsantritt mit der Opposition geschlossen: das Unvereinbarkeitsgesetz wurde eingeführt, das den Abgeordneten verbietet, ihre politische Macht zur Ergatterung von Verwaltungsratsstellen zu benützen; er führte die Wahlen ohne Vergewaltigung und Blutvergießen durch; er richtete den Wahlgerichtshof ein, der über die Reinheit der Wahlen zu wachen hat, und man hat nie gehört, daß er seine Entscheidungen beeinflußt hätte. Auch der Kaiser war ihm zu vielem Dank verpflichtet. Er hat den Ausgleich mit der österreichischen Regierung ins reine gebracht, und wenn dabei Oesterreich zu kurz kam, gewann Franz Joseph als ungarischer König, was er als österreichischer Kaiser verlor. Szell verstand es endlich, die antidynastischen oppositionellen Parteien allgemach zu sänftigen und hätte sie wohl schließlich mit dem Dualismus versöhnt.

Diese Regierung hat Franz Joseph um der Großmachtsideen willen fallen lassen. Szell und der militaristischen Sonderwünsche willen fallen lassen. Szell mußte die Wehrvorlage, die seinen innerpolitischen Bestrebungen und der Ausgleichsaktion in die Quere kam, die nicht einmal im Schoße seines Ministeriums entstanden, sondern ihm vom gemeinsamen Kriegsminister übergeben worden war, auf seine Kappe nehmen, und er führte den Kampf bis ein Erfolg nicht mehr möglich war, dann legte er sein Amt nieder. Er sagt jetzt, es habe ihm widerstrebt, nachdem er die Wehrvorlage als unbedingte Notwendigkeit habe vertreten müssen, später darüber Tauschgeschäfte zu eröffnen. Aber es ist viel wahrscheinlicher, daß er überhaupt die Lust verloren hat, die Politik des Königs weiter zu vertreten. Franz Joseph scheint von Szell „energisches Vorgehen" gegen die Opposition verlangt zu haben. Darauf deutet wenigstens der Umstand hin, daß gleich nach dem Rücktritt Szells **Graf Stephan Tißza** zur Kabinettsbildung berufen wurde. Was konnte diesen Mann dem Könige empfohlen haben? Unter den bemakelten Politikern Ungarns ist er der Bemakelteste. Nicht weniger als 30 Verwaltungsratsstellen und Bankfinekuren hatte der Gute in seiner Hand vereinigt, bis daß ihn das Unvereinbarkeitsgesetz zur Entsagung zwang. Keine schmutzige Geldaffaire, bei der sein Name nicht mit auftauchte. Dabei ist er bloß in der Skrupellosigkeit der Erbe seines Vaters, ohne die großen Talente des alten Koloman zu besitzen. Den ordinären Abenteurer, den zu allem bereiten und fähigen Geschäfts- und Gewaltpolitiker, der ihm, dem erzkatholischen Lothringer, schon als Kalvinist und einer der Führer der kalvinistischen Adelsgruppe nicht sympathisch sein kann, erkor sich Franz Joseph, weil er hoffte, an ihm den Mann mit der eisernen Faust zu finden, der die Wehrvorlage durchsetzen sollte und müßte alles in Trümmer gehen.

Aber der feine Plan der Hofburg scheiterte. Stephan Tißza fand niemand, der mit ihm die Regierung hätte bilden mögen. Die alte Regierungsmehrheit, deren Mitglied er doch ist, versagte sich ihm, und selbst die vorteilleihungrigsten Politiker verschlossen vor ihm die Thüre. Das hätte nun als persönliche Niederlage Tißzas erscheinen können, aber die Führer der Mehrheit sorgten dafür, daß man sie als **Niederlage des Königs** erkenne. Die Grafen Apponyi und Andrassy, die schon aus persönlicher Feindschaft und politischer Eifersucht Tißza nicht gerne ein gutes Wort gönnen, lobten sein „patriotisches Bestreben" und erklärten, nicht ihm, sondern der Wehrvorlage verweigerten sie die Unterstützung. Es trat zu Tage, was denkende Menschen längst erkannt hatten: Die ungarische Regierungsmehrheit haßt die gemeinsame Armee nicht minder als die Opposition: nur Szell zuliebe hätte sie für die Vermehrung des Kontingents gestimmt, doch nicht einmal unter Szell wollte sie dafür gegen die Opposition kämpfen. Jetzt mag sie überhaupt nichts von der Sache hören. Entweder das alte Kontingent, oder wenn es erhöht werden soll, nationale Zugeständnisse, vor allem die magyarische Kommandosprache und die zweijährige Dienstzeit: das verlangt jetzt die Mehrheit wie die Minderheit. Der Kaiser mußte erkennen, daß zu einem gewaltsamen Niederringen der Opposition oder gar zu einem Regieren gegen die Verfassung ihm niemand die Hand bieten wollte. So entschloß er sich, Tißza fallen zu lassen und betraute den Grafen **Kuen-Hedervary**, den bisherigen Banus von Kroatien, mit der Bildung des Kabinetts, indem er ihm gleichzeitig einige **Zugeständnisse** für die Ungarn mit auf den Weg gab.

Die Wahl Khuens ist womöglich noch sonderbarer als die Tißzas. Nach 20 Jahren Verwaltung hat dieser Mensch Kroatien an den Rand des Abgrunds gebracht. Preßbedrückung, Kabinettsjustiz, Wahlfälschungen und Amtsmißbrauch kennzeichnen sein Regiment. Da er als Banus abgewirtschaftet hat, wird er von seinem König für befähigt befunden, gar an die Spitze der ungarischen Regierung zu treten? Die liberale Regierungsmehrheit kann freilich im Grunde gegen ihn nichts einwenden, er giebt sich als liberal aus, und er bringt Zugeständnisse. Aber Begeisterung herrscht für den abgetakelten Politiker, der Ungarn aufgedrängt werden soll, natürlich auch nicht. Die größte Schwierigkeit indes, mit der Khuen zu kämpfen hat, ist, daß der Wiener Hof die Parteien mit Scheinkonzessionen einfangen will. Gestern verhandelte der designierte Minister mit den Kossuthianern in Kossuths Hause; der Hof läßt sich also dazu herbei, mit den „Hochverrätern", mit den „Feinden der Dynastie und der Armee" Geschäftsverhandlungen anzuknüpfen, macht von der Zustimmung der Kossuth und Barabas die Wahl des Ministeriums abhängig. Das muß den schwarzgelben Patrioten in Oesterreich Leibschmerzen verursachen. Doch zugleich macht man der ungarischen Opposition derart hinterhältige Anerbietungen, daß niemand an eine ehrliche Politik der Heeresverwaltung glauben kann. Die Ungarn sollen 5000 Mann für die Haubitzen bewilligen, obwohl seiner Zeit der Honvedminister erklärt hatte, heuer brauche man sie nicht, da die Haubitzen nicht fertig seien; überdies sollen 16000 Mann mehr als bisher assentiert werden, ob sie dann wirklich eingereiht werden, hätte das Haus im Herbst bei der Abstimmung über die endgültige Wehrvorlage zu entscheiden. Mit anderen Worten: die Kossuthianer sollen zulassen, daß alle Vorbereitungen zu einer Heeresvermehrung getroffen werden, die sie doch ohne nationale Zugeständnisse niemals bewilligen wollen. Vorläufig verhandelt Khuen ohne Erfolg, obwohl er bereits im Namen des Königs mit den „schlimmsten Folgen" gedroht hat, was nur den offenen Verfassungsbruch bedeuten könnte, der jedoch in Ungarn die reine Unmöglichkeit ist.

Wenn indes auch Khuen zu einem Ziele kommen sollte: was er baut, kann nicht von Dauer sein. **Das Ansehen der Krone** aber haben diese Wirren in Ungarn **tief erschüttert**. Um des Großmachtswahns und militaristischer Launen willen wurde das Ausgleichswerk gestört, das Parlament zerrüttet, eine Regierung von immerhin besserem Schlage aufgeopfert. Jetzt soll ein Mann an die Spitze des Staates treten, der nicht einmal über die Fähigkeiten und Kenntnisse verfügt, die so komplizierte Staatsgeschäfte erfordern, und dessen politische Vergangenheit nur von Schande und Mißerfolg erzählt. Die Belastungsprobe der dynastischen Liebe und Treue ist etwas gar zu stark. Kein Wunder, daß man sich heute in Ungarn wieder lebhafter daran erinnert, daß das Regime, das nun in solchem innerpolitischen Elend ausläuft, dasselbe ist, das 1849 durch die Blutthaten Haynaus begründet wurde und das in den Niederlagen von 1859 und 1866 seine bedeutendsten historischen Begebenheiten hat.

Politische Uebersicht.

Unser Wachstum.

Die am 16. Juni auf die sozialdemokratischen Kandidaten abgegebenen 3 087 000 Stimmen verteilen sich auf die einzelnen Provinzen und Bundesstaaten folgendermaßen (in Klammern sind angeführt die Ergebnisse der 1898er Wahl: Ostpreußen 55 000 (46 000), Westpreußen 19 000 (11 000), Berlin 218 000 (155 000), Brandenburg 244 000 (162 000), Pommern 55 000 (39 000), Posen 7000 (5000), Schlesien 174 000 (134 000), Provinz Sachsen 192 000 (148 000), Schleswig-Holstein 113 000 (82 000), Hannover 131 000 (98 000), Westfalen 140 000 (77 000), Hessen-Nassau 93 000 (74 000), Rheinprovinz 206 000 (112 000), also Preußen 1 647 000 (1 142 000), Bayern 212 000 (138 000), Sachsen 141 764 (299 190), Württemberg 100 000 (62 000), Baden 72 000 (50 000), Hessen 69 000 (49 000), Mecklenburg 56 000 (47 000), Oldenburg-Braunschweig-Anhalt 82 000 (61 000), sächsische Herzogtümer 81 000 (62 000), Fürstentümer 42 000 (34 000), Hansastädte 136 000 (111 000), Elsaß-Lothringen 68 000 (52 000).

Die Sozialdemokratie hat in Preußen 500 000 Stimmen oder über 44 Prozent gewonnen, im übrigen Deutschland 100 000 Stimmen oder 41 Prozent, in **Sachsen** 142 574 oder 47 Prozent, in ganz Deutschland 980 000 Stimmen oder 16 Prozent.

Besorgen Sie das!

Der Münchner Post wird von ihrem Berliner Mitarbeiter folgende interessante Mitteilung gemacht:

Als an die zuständigen Stellen die Aufgabe herantrat, den Kaiser vom Ausfall der Hauptwahlen zu unterrichten, befand man sich dort in begreiflicher Verlegenheit. Diese Verlegenheit wurde indessen recht bald beseitigt, als es sich herausstellte, daß der Kaiser über das Ergebnis in Berlin und Umgegend **schon völlig informiert** war. Er soll dann sofort angeordnet haben, daß ihm „**nicht theelöffelweise**, sondern **in voller Klarheit**" referiert werde. Er habe sodann die weiteren Mitteilungen mit **großem Ernst und unbeweglicher Miene** entgegengenommen und nach einer Pause tiefen Nachsinnens erklärt: **Es muß jetzt alles daran gesetzt werden, daß dieser** (hier folgte eine kurze Pause) **Gesellschaft bei den Stichwahlen der Weg abgeschnitten wird. Besorgen Sie das!**

Sofort nach dieser Unterredung erfolgte dann die **Hinausgabe der Stichwahlparole der Regierung** an die **Norddeutsche Allgemeine Zeitung**, sowie die **Anknüpfung von Unterhandlungen durch einen Mittelsmann des Reichskanzlers mit verschiedenen Größen der bürgerlichen Parteien**, darunter **Herr Bachem** aus Köln. Bei diesen Unterredungen, die nach Lage der Sache keinen vollen Erfolg haben konnten, sollen **für einzelne Persönlichkeiten sehr belangreiche Erklärungen** erfolgt sein, deren Inhalt **nach dem etwa zufriedenstellenden Ergebnisse der Stichwahlen zu realisieren sein würde.**

Die Rückberichterstattung an den Kaiser soll keineswegs volle Befriedigung geschaffen, beim Kaiser vielmehr den Eindruck einer **erhöhten Mißstimmung** hinterlassen haben.

Die Meldung von der Reise Posadowskys nach Leipzig zu Spahn ist gleich, nachdem das Berliner Tageblatt und die Leipziger Volkszeitung die gleichlautende Meldung veröffentlicht hatten, von der National-Zeitung und der Münchner Allgemeinen Zeitung dementiert worden, allerdings mit dem Nachsatz, daß sich die Regierung freilich um einen Vergleich zwischen Nationalliberalen und Zentrum dringend bemühe. Ob Posa nun nach Leipzig gefahren ist oder ein anderer — von Posa wurde in dem Dementi behauptet, er habe Berlin nicht verlassen — ist schließlich gleichgültig. Die Bemühungen der Regierung werden ja zugegeben. Und wir wissen jetzt, daß sie auf besonderen Wunsch des Kaisers unternommen wurden, der jetzt nicht mehr auf dem Standpunkt steht: „Die Sozialdemokratie überlassen Sie mir!" sondern der jetzt seinen Ministern sagt: „Besorgen Sie das!"

Der heutige Stichwahltag muß ausweisen, was der Wille des Kaisers vermag. Wir meinen, der Sozialdemokratie, der „Gesellschaft", wird der Weg nicht so leicht versperrt werden.

Abermals ein klerikaler Skandal in Frankreich.

Zu Tours wird jetzt ein Skandalprozeß verhandelt, in dem Nonnen die Angeklagten sind. Es handelt sich um scheußliche Vorgänge in dem „Refugium" dieser Stadt, das von Nonnen geleitet wird und nach derselben Art wie die Anstalten des „guten Hirten" eingerichtet ist. Die Nonnen von Tours haben die Dreistigkeit besessen, die ihnen zur Last gelegten Grausamkeiten einfach abzustreiten, indessen hat die gerichtliche Untersuchung zur Erhebung der Anklage gegen die Vorsteherin **Schwester Sainte-Rose** geführt.

Am vorigen Donnerstag hat die Verhandlung vor dem Zuchtpolizeigericht begonnen. Die klerikalen Fanatiker der Stadt füllen den Verhandlungssaal und bemühen sich, zu Gunsten der Angeklagten Stimmung zu machen. Indessen brachte schon am ersten Tage die Einvernehmung der Angeklagten und der Zeugen so abscheuliche Dinge an den Tag, daß trotz der Versuche der pfäffischen Garde, die Wahrheit niederzubrüllen, die Sache der Nonnen von Tours vor dem Gericht der Oeffentlichkeit schon entschieden ist.

Im Verhör erkannte die Angeklagte die Richtigkeit verschiedener Punkte der Anklage an. Sie gab zu, daß die Insassen zur Strafe das „Zungenkreuz" machen, das heißt den Fußboden in Kreuzesform belecken mußten, und zwar auch auf dem Abort. Sie gab zu, daß ihnen Kuhmist ins Gesicht geschmiert wurde, ferner, daß sie in die Zelle und ins dunkle Kellerverließ gesperrt wurden. Sie gab zu, den Pensionärinnen den Kopf in Zuber voll kalten Wassers untergetaucht, sie bekannte, ihnen wiederholt zur Strafe die Haare abgeschnitten zu haben. An andere ihr vorgeworfene Grausamkeiten wollte sie sich nicht erinnern oder sie bezeichnete sie als übertrieben.

Der erste Zeuge ist der Zentralkommissar der Polizei. Er berichtet über die Zellen und Verließe des Hauses, über die **Zwangsjacken**, die konfisziert wurden, und er hat auch den **Strohsack für die Leichen** gesehen, auf dem nach der Aussage einiger Zeuginnen zuweilen **Pensionärinnen übernachten** mußten.

Die Zeugin Angele **Jean** tritt auch als Privatklägerin auf. Sie hat zehn Jahre in der Anstalt zugebracht. Sie hat lange in **feuchten Kerkerzellen** schlafen müssen, wo sie sich **schwere Leiden zugezogen** hat. Man hat ihr eiskalte Douchen verabreicht, den Kopf in Wasser getaucht und mehrere Male die Haare abgeschnitten.

Die Zeugin Armandine **Verriere** ist eine von jenen Zöglingen, die auf der **Totenmatratze schlafen** mußten. Sie wurde auf die Matratze gelegt, als diese noch mit dem **Auswurf der ungereinigten Leiche** der einige **Stunden vorher gestorbenen Kameradin** Marie Henriette **bedeckt** war.

Eine weitere Zeugin ist infolge von zahlreichen Ohrfeigen ohnmächtig geworden, eine andere hat **mehrere**

---

es war mir schon öfter so gegangen, daß ich mitten im größten Ernst lachen mußte, und ebenso auch umgekehrt, daß ich mitten im Lachen plötzlich sehr ernst wurde, aber das erstere geschah ganz bestimmt immer gegen meinen Willen, und ich konnte gar nichts dafür, und wenn es mir zum Bewußtsein kam, dann war es manchmal schon zu spät. So ging mir das jetzt auch als ich ins Bureau trat, da hatte ich noch nicht die Thür hinter mir zugemacht, da mußte ich lachen, laut ja nicht, aber ich lachte über das ganze Gesicht, und kam von einer lächerlich geringen Ursache her, die keiner erraten hätte, denn das allererste, was mir in die Augen fiel, waren ein paar Eierschalen, die mitten auf einem großen Tische lagen, und darüber mußte ich lachen. Das Zimmer war gar nicht groß, und hatte der Thür gegenüber bloß ein ziemlich großes Fenster, und links stand ein langer breiter Tisch und hinter dem Tisch stand ein älterer behäbiger und scheinbar recht gemütlicher Herr, der eben den letzten Rest von seinem Vesperbrötchen aufaß, der hatte offenbar auch ein paar gekochte Eier verzehrt, von denen die Schalen herrührten, die auf dem Tische lagen, und rechts in der Fensterecke stand ein Pult oder Schreibtisch, vor welchem auf einem Stuhl der Inschenjöhr saß. Aber ob der Inschenjöhr das Lachen gesehen hat, darauf habe ich nicht acht gegeben, aber er fuhr alsbald auf seinem Stuhl herum und setzte sich anders, mit dem Gesicht nach dem Fenster zu und legte den einen Arm auf den Schreibtisch und den andern auf die Stuhllehne, denn Arbeit hatte er noch nicht vor sich liegen; sein Schreibtisch war ebenso leer wie der andere große Zeichentisch, auf welchem einzig und allein ein paar Eierschalen lagen. Da sprach ich seitwärts, nach der Wand zu, so ernst als mir möglich war: „Ich will meine Entlassung holen." Da führte eine Thür in einen Nebenraum, in welchem mehrere Schreiber an Schreibpulten mit Schreiben beschäftigt waren, da hinein ging der Inschenjöhr und kam bald wieder und füllte den Platz auf seinem Stuhle wieder in derselben Stellung aus wie er ihn eben verlassen hatte. Da mußte ich recht lange warten, aber das war komisch mit anzusehen, denn der ältere Herr hinter dem Zeichentische, nachdem er jetzt fertig war mit essen, erzählte fortwährend dem Inschenjöhr in ganz ruhigem urgemütlichen Tone von einer Gesellschaft, in welcher er gestern abend gewesen war, aber der Inschenjöhr rührte sich nicht und fragte und erwiderte kein Wort, und so wie er nun einmal auf seinem Stuhle dasaß, kehrte er sowohl ihm wie mir den Rücken zu und starrte regungslos durchs Fenster, wo doch weiter nichts zu sehen war als die wenige Schritte entfernte alte rauchgeschwärzte himmelhohe Mauer, die alle Aussicht versperrte. Diese Teilnahmslosigkeit war dem alten Herrn offenbar ganz was ungewöhnliches, und er hatte schon ein paarmal seine letzten Worte nachdrücklich wiederholt, um Aufmerksamkeit zu erregen. Aber es gelang ihm nicht, und schwieg auch ein paarmal still und sah den Inschenjöhr lauernd an, aber der konnte das nicht sehen, und der alte Herr wurde immer bestutzter, bis er ganz schwieg. Da besah er sich noch eine Zeitlang den Rücken des Inschenjöhrs, dann stand er auf und warf die Eierschalen aus dem Fenster, daß sie gegen die Mauer flogen, dann nahm er ein Staubtuch von der Wand und putzte den Tisch ab; dann kam ein junger Mann aus dem Nebenraum und brachte dem Inschenjöhr einen Zettel, da wandte er sich herum und hatte den Zettel im Augenblick unterschrieben, da gab der junge Mann mir den Schein, da hatte ich meine Entlassung, da ging ich wie ich gekommen war, ohne Gruß, wieder aus dem Bureau.

Nun hatte ich gleich von dem Bureau nach Herrn Boos gewollt, aber ich weiß nicht, ich hatte jetzt gar keine Stimmung mehr dazu. Ob das von dem Eindruck herkam, den der alte gemütliche Herr auf mich gemacht hatte, und der sich von mir gar nicht hatte stören lassen, oder wo es sonst herkam, ich weiß nicht, aber ich war mit einem Male ganz friedlich gestimmt, und als ich vor das Hauptbureau kam, da mochte ich nicht hineingehen und blieb unschlüssig stehen. Da verspürte ich gar keine Lust dazu, da wollte ich lieber morgen früh wiederkommen und ging nach Hause.

Aber am nächsten Morgen war ich wieder in richtiger Stimmung und ging vormittags bei guter Zeit nach dem Hauptbureau. Dieses lag am Wege und unterbrach den langen Brekerzaun, der das ganze Werk umgab. Es lag etwa zwei- bis drei Schritt hinter dem Zaun zurück, und die Zaunlücke war dem Gebäude entlang durch ein Eisengitter ergänzt und durch die Gitterthür gelangte man durch das ganz schmale Vorgärtchen ins Hauptbureau. Da betrat ich das Gebäude und fragte nach dem Bureau des Herrn Boos; da wurde mir die Thür bezeichnet, aber zugleich gesagt, daß ich warten müßte, indem Herr Boos Besuch hätte. Da stellte ich mich in der Nähe der Thür auf und wartete. Dahinter vernahm ich eine lebhafte Unterhaltung. Nun hatte ich schon eine halbe Stunde gewartet, aber ich merkte noch nicht das geringste Anzeichen, daß der Besuch abgehen wollte. Da wurde mir die Zeit lang; so ging ich durch die Gitterthür hinaus auf den Weg und machte am Zaun entlang einen Spaziergang; aber dabei traf ich einen Bekannten, der krank war und ebenfalls einen Spaziergang machte, da kamen wir ins Gespräch und gingen zusammen weiter, und als ich nach dem Hauptbureau zurückkehrte, war ein ziemlich Teil Zeit vergangen. Da blieb ich einen Augenblick lang an der Gitterthür stehen, da kam jemand vom Walzwerk herangeschritten und als er um die Ecke des Hauptbureaus in das Vorgärtchen einbog, da war das Vatter. Der kam mir gerade recht, der konnte es ebenso gut sein wie Herr Boos, der gehörte ja auch mit dazu, aber er ging eilig, da trat ich ihm schnell noch vor der Hausthür entgegen: „Herr Direktor, ich bin gestern entlassen worden, aber ich weiß nicht warum, da wollte ich heute einmal nachfragen, warum ich entlassen bin." Aber es hatte diese Nacht einen tüchtigen Gewitterschauer geregnet, da strich sich Vatter die Stiefelsohlen an dem Tritteisen vor der Hausthür recht reinlich ab, währenddem sagte er ganz ruhig, aber zum Schluß recht bedeutsam: „Ich habe keine Zeit, ich will verreisen, aber gehen Sie nur zu Herrn Boos, der wird Ihnen schon Bescheid sagen." Damit drängte er sich halb vorbei und halb trat ich auch zur Seite, da verschwand er im Gebäude; na ja, da hatte der eine Besuch und der andere wollte verreisen, aber der hätte mir wahrhaftig so nicht wegkommen sollen, aber auf Vatter war ich im geringsten gar nicht so böse, das war bloß Herr Boos, auf den ich so wütend war.

(Schluß folgt.)

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19030625/2 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG